

Heimatmuseum Teltow

Museum für Stadtgeschichte



Erinnerungen an das Kriegsende 1945 in Teltow



Urheberrecht

Alle veröffentlichten Inhalte (Texte, Grafiken, Bilder, Layouts usw.) unterliegen dem Urheberrecht. Jede vom Urheberrechtsgesetz nicht zugelassene Verwertung bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Autors bzw. des Heimatvereins Teltow e.V.

Kopien dieser Seiten sind nur für den privaten Gebrauch gestattet. Soweit die Inhalte auf diesen Seiten nicht vom Herausgeber erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter als solche gekennzeichnet.

Vorbemerkung

Am 22. April 1945 erreichten die Sowjets, genauer die 3 Gardepanzerarmee der 1. Ukrainischen Front über Ruhlsdorf den Raum Teltow. Zunächst trafen sie auf keinen nennenswerten Widerstand. Doch der beabsichtigte schnelle Vormarsch auf Berlin kam hier ins Stocken, da die Brücken über den Teltowkanal von den Nazis gesprengt worden waren.

Dieser Verzug führte zu heftigen Kämpfen auf beiden Seiten. Die Volkssturmkräfte positionierten sich in Schönow und nördlich der „**Wupperbrücke**“ (**Fritz-Schweizer-Brücke**), die Sowjets brachten Granatwerfer und Haubitzen in den Buschwiesen in Stellung und bereiteten die Überquerung des Kanals durch die Pontonbrücken vor. Doch die erste wurde von den Deutschen zerstört, sodass eine neue gebaut werden musste. Erst am 24./25. April gelang der Vorstoß nach Zehlendorf.

Für viele Menschen vor Ort bedeutete das das Ende eines grausamen Krieges – aber auch den Beginn einer neuen, oft unsicheren Zeit. Nun blicken wir 80 Jahre später zurück auf diese Tage des Umbruchs und des Neuanfangs.

Neun Teltowerinnen und Teltower haben zwischen 2000 und 2010 ihre Erinnerungen an das Kriegsende aufgeschrieben. Sie waren damals Kinder, Jugendliche oder junge Erwachsene. Ihre Berichte erzählen von Angst und Zerstörung, von Flucht, Verlust und tiefer Erschütterung – aber auch von Momenten der Menschlichkeit und dem vorsichtigen Blick nach vorn.

Einer von ihnen erinnert sich: *„Die Russen waren wütend wegen der gesprengten Brücken, sie wollten unbedingt zu Hitlers Geburtstag in Berlin sein. Viele Teltower flüchteten in die umliegenden Wälder und Dörfer.“* Solche

Sätze lassen erahnen, wie bedrohlich und chaotisch die letzten Kriegstage für die Menschen in Teltow waren.

Sieben der neun Zeitzeuginnen und Zeitzeugen sind inzwischen verstorben. Ihre persönlichen Geschichten jedoch hat der Heimatverein Teltow bewahrt. **Zum 80. Jahrestag des Kriegsendes werden sie nun erstmals gemeinsam veröffentlicht – als kostbares historisches Zeugnis und als Stimme einer Generation, die den Krieg mit eigenen Augen erlebt hat.**

Diese persönlichen Erinnerungen geben dem, was oft nur als Zahlen oder Daten in Geschichtsbüchern erscheint, ein Gesicht. Sie zeigen uns, wie sich das Ende des Zweiten Weltkriegs in Teltow wirklich anfühlte – ganz nah, ganz direkt.

Sibylle Langner, Vorsitzende des Heimatvereins Teltow e. V.

Erinnerungen an das Kriegsende von Irmgard Manthe (Jg. 1934), Tochter des Landwirts Ebel

Niedergeschrieben im Juli 2000

An einem Sonntag im April 1945, ich war 11 Jahre alt, befuhren die ersten russischen Panzer unsere Straße, den Schenkendorfer Weg.

In unserem Haus beherbergten wir damals viele Flüchtlinge, es waren die Mutter einer jungen Frau mit ihren drei Kindern sowie eine einzelne Frau. Sie hatten alles verloren und alle kamen ohne jegliche Habe bei uns an. Wir waren zu der Zeit zwölf Personen in unserem Haus.

Als die russischen Soldaten von Haus zu Haus zogen, mussten wir uns alle in der Küche einfinden. Meine Mutter, deren Freundin mit Tochter, meine Großeltern, die Flüchtlinge und ich. Das Radio war eingeschaltet und in diesem Moment wurde eine Rede übertragen, in der unter Anderem der Satz fiel: *„Wir werden sie zurückjagen in ihre Steppen!“*. Einer der russischen Soldaten fragte, was im Radio gesagt wurde, aber wir bedeuteten ihm, dass wir in der Aufregung durch die Anwesenheit der Soldaten nichts verstanden hätten. Ich erinnere mich, dass ein mir fremder Mann, der auch noch bei uns wohnte auf die russischen Soldaten schießen wollte, aber meine Mutter hinderte ihn daran. Ob er denn wolle, dass wir alle erschossen werden?



Die Russen waren wütend wegen der gesprengten Brücken, sie wollten unbedingt zu Hitlers Geburtstag in Berlin sein. Wir mussten alle das Haus verlassen und konnten zunächst bei meinem Onkel Wilhelm Ebel, zwei Höfe weiter, unterkommen. Bei meinem Onkel lebten wir

in einem kleinen Zimmer, das verdunkelt werden musste, während draußen die russischen Soldaten bei einem Feuer saßen und tranken und krakeelten, sie kamen in Streit und erschossen dabei einen von Ihnen. Der Tote lag völlig entkleidet einige Zeit im Stall, der Anblick war furchtbar. Dann sah ich, wie die Russen ihn in einen Teppich zum Grundstück der Gärtnerei Hofmeister gegenüber von meinem Onkel brachten und ihn dort verscharften. Den Teppich brachten sie wieder mit zurück.

Auf dem Grundstück meines Onkels stand eine „Stalinorgel“ und in unserem Garten standen Panzer. Unser Hof grenzte an den aufgeschütteten Erdwall des Luftnachrichten-Zeugamts, das inzwischen zerstört war.

Wegen der Übergriffe auf die Bevölkerung ging eine Gruppe Teltower, zu denen auch meine Mutter und ich gehörten, zur russischen Kommandantur. Wir kamen in der Alten Potsdamer Straße beim Bauern Lehmann vorbei. Frau Adele Lehmann zeigte uns in ihrem Hof gefallene russische Soldaten, die dort zusammengetragen worden waren. Sie sagte: „*Ist das nicht furchtbar?*“

Viele Teltower flüchteten in die umliegenden Wälder und Dörfer. Nur das Nötigste konnte mitgenommen werden. Der Flüchtlingsstrom bewegte sich in Richtung Güterfelde, wobei einige Russen die Menschen in eine andere Richtung weisen wollten. Später wurde bekannt, dass dort schlimme Dinge

geschehen waren. Da mein Onkel und meine Tante das Tempo nicht mithalten konnten, verloren wir den Anschluss an die Flüchtlingskolonne. Während die anderen bis nach Schiaß kamen, blieben wir auf dem Flugplatz bei Güterfelde. Aus abgebrochenen Bäumchen wurden Unterkünfte gebaut, und wer Decken dabei hatte, konnte sich vor der Kälte schützen.

Lebensmittel waren rar, wir konnte fast nichts mitnehmen, es war ja auch nicht mehr viel vorhanden, was wir hätten mitnehmen können. **Es hungerten alle.** Auf das Bisschen, das wir besaßen, mussten wir aufpassen. Es kam vor, dass zwei junge Männer sich erboten zu helfen und mit Lebensmitteln verschwanden. Wir hatten ein krankes Kind dabei, es hatte Masern, ich selbst hatte sie gerade überstanden. Zum Geburtstag meiner Freundin, am 25. April, bekam sie einen Schal von meiner Großmutter geschenkt. Das schönste Geschenk aber war, die Vögel wieder zwitschern zu hören.

Vor Durst kochten die Erwachsenen das Wasser aus einem Rieselgraben ab und tranken es, jeder durfte aber nur wenig davon trinken. Um etwas in den Magen zu bekommen, wurde auch Rhabarber roh gegessen.

An einem Nachmittag kamen Russen mit vorgehaltenem Maschinengewehr und bedeuteten „*Männer alle raus!*“ Mein Opa, mein Onkel, der Flüchtling Herr Adolf, Herr Arndt der Nachbar wurden mit dem Erschießen bedroht. Eine Frau, die mit uns war, verstand russisch und so konnte sie uns später erzählen, was sich die Russen besprachen: „*Es macht Krach und dann kommen andere*“. Unter Drohen sind die Russen dann weggegangen und alle Männer waren leichenblass.

Ich habe auch erlebt, wie russische Soldaten, es waren Mongolen, mit brennenden Kerzen in die Häuser kamen und die Frauen und

Mädchen, sogar kleine Mädchen, herauszerrten, dann haben wir ihre Schreie gehört.

Wir trafen unterwegs eine Frau, die uns Lebensmittel gab: Tee, Eier, Hühnerfleisch, das war wie ein Fest. Ungefähr eine Woche waren wir unterwegs, da sagte meine Oma: „*Ich kann nicht mehr!*“ und weigerte sich weiterzugehen. Mein Opa und mein Onkel machten sich auch auf den Weg nach Hause, um zu sehen, was dort los ist. Das Haus des Onkels war frei und so konnten wir alle nach Hause zum Onkel in den Schenkendorfer Weg. Alles war verwüstet. Unser Vieh, Kühe, Hühner, Schafe fanden wir nutzlos getötet herumliegen, es waren auch Kaninchen darunter. Auch herrenlose Hunde liefen umher. Im Keller war zum großen Teil das eingeweckte Obst verdorben und ebenso waren die Wurstbüchsen durchstochen worden. Möbel waren zum Teil noch vorhanden. Wir schliefen aber auf dem Fußboden auf Matratzen.

Nachts kamen wieder die Russen. Im Nachbarhaus war ein Stab russischer Offiziere untergebracht. Das dauerte einige Wochen. Meine Mutter war mit mir vor den Russen geflohen zu Thätners in die Blumenstraße. Nachts wohnten wir beide in der Blumenstraße und am Tage gingen wir auf unser Feld in Ruhlsdorf, um zu arbeiten. Frau Thätner musste für die Russen in einer Küche arbeiten und so fielen auch einige Lebensmittel und schnell in die Tasche gesteckte Wurstscheiben für uns ab.

Insgesamt waren wir vier Monate unterwegs, bis wir wieder in unser Haus zurückdurften. Es war nichts mehr vorhanden und wir fingen mit zwei Hühnern und einem Hahn an. Dazu kamen dann allmählich Kaninchen. Lebensmittel waren so gut wie nicht vorhanden. Wir Kinder fanden aber im Kükenstall Weizenkörner, die wir in Wasser einweichten, bis sie gequollen waren und dann

gegessen werden konnten. Ich erinnere mich noch, dass wir wochenlang nur gekochte Kartoffeln gegessen haben.

Zwischendurch mussten wir noch einmal unser Haus verlassen und wohnten wieder beim Onkel Wilhelm Ebel. **Aus Angst vor den Russen versteckten die Frauen sich nachts im Kleiderschrank, dem die Rückwand fehlte und der vor eine Zimmertür geschoben wurde.**

Erinnerungen von Marianne Riewe, geb. Wust (Jg. 1924)

Niedergeschrieben im März 2000



Fotografie der zerstörten Knesebeckbrücke 1945, Sammlung Heimatverein Teltow

Alle Kanalbrücken waren auf einen sinnlosen deutschen Befehl hin gesprengt worden, um den Vormarsch nach Berlin aufzuhalten. Dadurch fanden von Teltow aus Kampfhandlungen statt, die auf beiden Seiten weitere Kriegsoffer forderten. Die Gräber in Teltow und Schönow und das russische Ehrenmal auf unserem Friedhof geben Zeugnis. Viel Leid hatten auch die Einwohner unserer Stadt zu tragen. Ständiger Hunger begann, nachdem die wenigen Vorräte aufgebraucht waren. Und das ging sehr

schnell, hatte man doch Menschen aufgenommen, die aus ihren Wohnungen ausgewiesen worden waren, ohne Mitnahme von Essware und persönlichen Dingen.

Uns wurde bekannt, dass die Kommandantur — sie befand sich im Stadthaus — unsere Stadt den russischen Soldaten zur Plünderung für acht Tage freigegeben hat. Auf den Rat unseres Pfarrers, Herrn Puttkammer, beschlossen wir, meine Mutter, ich, die Pfarrgehilfin Fräulein Althaus, die Lehrerin Fräulein Lehmbruch sowie die junge Frau, die bei meiner Großmutter Aufnahme gefunden hatte, unsere Stadt vorübergehend zu verlassen. Meine Großmutter und meine Tante wollten im Haus bleiben.



Fotografie der ehemaligen Gaststätte „Weißer Schwan“ am Ruhlsdorfer Platz in Teltow nach der Zerstörung durch Fliegerbomben am 27./28.3.1943, Sammlung Heimatverein.

Unser Handwagen wurde mit dem Nötigsten beladen — Decken und warme Kleidung — **der Fußmarsch ging über den Ruhlsdorfer Platz, hier war ein unerträglicher Verwesungsgeruch, in die Ruhlsdorfer Straße und**

stundenlang immer geradeaus weiter. Unterwegs schlossen wir uns weiteren Stadtflüchtlingen an. Es begann dunkel zu werden. Der allgemeine Beschluss wurde gefasst, auf einem Feld, das höhere Furchen aufwies, die etwas Sichtschutz boten, zu übernachten. In einiger Entfernung war ein Wäldchen, von dort drangen die Lieder der russischen Soldaten und ein Grammophon in voller Lautstärke herüber. Es bestand kein Zweifel, Alkohol wurde dort reichlich getrunken. Wir hofften, dass der Gesang in dieser Lautstärke weitergeht, damit das Weinen des kleinen Kindes in unserer Mitte übertönt wird und wir nicht mit unserem Lager entdeckt werden. Die genaue Route unserer Flucht kann ich heute nicht mehr wiedergeben.

Als wir wieder heimkehrten, mussten wir sehen, dass die Häuser Hoher Steinweg 14, Sandstraße 2, Alte Potsdamer Straße 2 niedergebrannt waren. **Alle möglichen Verstecke ließ man sich einfallen, um sich vor Belästigungen der Soldaten, was immer wieder vorkam, zu schützen.** Von meinem Mädchenzimmer führte eine weitere Verbindungstür zum Schlafzimmer meiner Eltern - hier war eine stärkere Tragewand, sehr günstig, um auf beiden Seiten Schränke davor zu stellen. Die Beine meines Mädchenschrankes benagelte ich mit alten Speckschwartenstücken, so ließ er sich bequem schieben, um mir nun zwischen den Schränken ein gutes Versteck zu bieten.

Besonders gefährlich wurde die Situation, wenn die Soldaten betrunken waren, dann richteten sie sehr schnell den Gewehrlauf auf die Frau, die zu verstehen gab, dem Kommandanten Meldung zu machen. Noch heute bewundere ich die Geistesgegenwart meiner Großmutter. Ein betrunkenener Soldat ließ seine Schusswaffe und die Munition auf unserer Couch liegen. Wir waren erleichtert, als er, ohne uns zu belästigen, ging. Doch dann sahen wir, was auf unserer

Couch lag. Meine Großmutter nahm schnell alles auf und lief dem Soldaten nach. Es ging gut!

Die Wasserversorgung war unterbrochen. Eine alte Pumpe befand sich auf dem Grundstück Paetz im Hoher Steinweg 2. Von hier schleppte ich die Wassereimer zu uns ins Haus, ständig erst Ausschau haltend, ob nicht Soldaten in Sicht sind. Es kam zu Situationen, in denen man glaubte, das Herz müsse stillstehen. **Die Angst schnürte einem buchstäblich die Luft ab.** Das Leid, das den Völkern, den Menschen durch den unheilvollen Krieg, der von deutschem Boden ausging, angetan wurde, mussten nun nach den vielen Bombenangriffen, auch deutsche Menschen in seinem ganzen Ausmaß erdulden. Auch die waren betroffen, die mit dem Regime nicht einverstanden waren. **Möge diese leidvolle Erfahrung doch endlich dazu dienen, die Einsicht zu erlangen, dass Hass sich niemals auszahlt, dass nur der Friede miteinander lohnenswert ist!**

Vor dem Haus Potsdamer Straße 75 verteilten einmalig russische Soldaten Schokolade an Kinder. Die überwiegend älteren Menschen, die in langer Reihe anstanden, bekamen aus der Gulaschkanone eine dünne Kohlsuppe zugeteilt. Eine endlos lange Kolonne deutscher Kriegsgefangener zog unter Bewachung vorüber. Es gab keinen der Anstehenden, dem nicht die Tränen liefen beim Anblick der erschöpften, ausgemergelten, sinnlos geopferten deutschen Soldaten. Sprechen mit den Gefangenen wurde von den Bewachern sofort energisch verboten.

Am 8. Mai kündeten Böllerschüsse vom Kriegsende in Deutschland. Am Marktplatz, im Kuppelmayerschen Haus, wurde ein Behelfsarbeitsamt eingerichtet. Von hier erging an die Bevölkerung die Aufforderung, sich mit Spaten und Schaufel zu versehen und sich in der Ruhlsdorfer Straße zum

Arbeitseinsatz einzufinden. Wir wurden zum Grabenausheben eingesetzt. Das freigelegte Elektrokabel wurde behelfsmäßig auf Kabelrollen aufgewickelt. Diese kamen zum Bahnhof Teltow, wo sie dann später auf eine andere Kabelrolle exakt umgespult wurden, zum Abtransport bereit. Für diesen Einsatz wurde meine Schulfreundin Gerda Willer, ich und weitere Personen eingeteilt. Um 7 Uhr mussten wir uns stellen und unter der Aufsicht zweier bewaffneter Soldaten bis 19 Uhr – ohne Verpflegung – die oft gefährliche Arbeit leisten. Schlag das starke Kabel zur Seite, konnte man schnell die Finger einbüßen, oder die Hand wurde gequetscht. Gerda und ich hatten unsere Fahrräder zur Verfügung, wir waren sehr bemüht, als erste um 19 Uhr zu verschwinden, damit wir nicht von den Soldaten zurückgehalten und belästigt werden.

Ein Bewohner unseres Hauses verschaffte mir eine Tätigkeit in der Schneiderstube, die von der **Kommandantur im Stadthaus**, im rechten



Postkarte Stadthaus, Potsdamer Str. in Teltow um 1942, Sammlung Heimatverein

Gebäudeteil – 1. Stock großes Fenster ganz rechts – eingerichtet worden war, bestimmt für die Reparatur der russischen Uniformen. Hier waren wir, drei weibliche und zwei männliche Personen tätig.

Da ich von der Schneiderei keine Ahnung hatte, wurde ich mit Trennarbeiten, Knopfannähen und einfachen Nähmaschinenarbeiten beschäftigt.

An jedem Wochenende bekamen wir eine kleine Tüte Hirse, ein halbes kleines Brot, ein ca. 15 cm langes, dünnes Stück Wurst, die entsetzlich schmeckte. Dieser stolze Besitz wurde zwischen meiner Mutter, Großmutter, Tante und mir

ehrlich aufgeteilt. Ich hatte ständig Angst, so nah mit Russen in Kontakt zu kommen. Neben unserer Schneiderstube bewohnte ein russischer Offizier — mongolisches Aussehen, blauschwarzes, gekräuseltes Haar — das Zimmer. Wenn wir Feierabend hatten, wurde ich von den Kollegen in die Mitte genommen, denn regelmäßig öffnete er seine Tür, wenn er uns vorbeigehen hörte. Eines Nachmittags verfolgte er mich bis zu unserem Haus, ich rannte, so schnell ich konnte, schaffte es auch noch, die Haustür zu verschließen. Er versuchte nun vom Nebengrundstück aus sich Zutritt zu verschaffen. **Die Rettung war wieder mein bewährtes Versteck.**

Lydia, eine Russin, die während des Krieges als Fremdarbeiterin nach Deutschland gebracht wurde, war ein liebenswertes Menschenkind. Sie dolmetschte, wenn russische Offiziere sich in der Schneiderstube nicht verständlich machen konnten. Lydia erzählte ich von dem tags zuvor geschehenen Vorfall und meiner Angst, dass sich das wiederholen könnte. Sie versprach mir, sich darum zu kümmern. Anderentags durch lautes Stimmengewirr aufmerksam geworden, sahen wir vom Fenster aus, dass vier Soldaten besagten Offizier an seinen Armen und Beinen packten und mit Schwung auf einen bereitstehenden Lastwagen warfen. Er hatte die Härte seines Kommandanten zu spüren bekommen, der an seine Besatzer den Befehl erlassen hatte, dass Plünderungen und Übergriffe nicht mehr stattfinden dürfen.

Eine Erfahrung ganz anderer Art: Ein hoher Offizier betritt die Schneiderstube, spricht kein Wort, sieht mich nur ständig groß an. Mein Herz beginnt vor Angst rasend zu schlagen. Er verlässt das Zimmer und kommt mit Lydia zurück, sie erklärt dem Schneider, was der Offizier gemacht haben will und zu mir, ich brauche keine Angst zu haben. Der Offizier greift in seine Uniformtasche und überreicht mir ein Foto. Ich bin verblüfft, die Frau, seine Frau, könnte eine

Schwester von mir sein. Am anderen Tag ist er an der Tür und gibt mir ein Zeichen, ich solle hinkommen und **drückt mir eine Büchse Ölsardinen in die Hand.** — So ein Reichtum!!! Soweit ich mich noch erinnere, war es Ende August, als mein Cousin aus russischer Gefangenschaft nach Hause kam. Meine Tante war glücklich, ihren Sohn wieder daheim zu haben, wir freuten uns ebenfalls sehr. Er war sehr abgemagert, brauchte einen Stock, der ihm etwas Halt bot. In unserem Garten trugen die Pflaumenbäume reife Früchte. Mein Cousin aß davon mit großem Heißhunger, die Auswirkungen waren für seinen entkräfteten Körper sehr schlimm. **Als entlassener Kriegsgefangener musste er sich innerhalb kürzester Frist zwecks Registrierung bei der Kommandantur in**



Fotografie der Mahlower Straße am Bahnhof Teltow in Blickrichtung Heinersdorf um 1914, Fotograf: Otto Semler, Sammlung Heimatverein

Mahlow melden. Von meiner Tante erfuhr ich, dass er sich zu Fuß auf den Weg dorthin gemacht hatte. Eilig fuhr ich ihm nach, ich dachte, er könne mit dem Fahrrad nach Mahlow fahren, ich wollte zu Fuß wieder nach Hause gehen. Fast am Ende der

Mahlower Straße erblickte ich ihn auf einem Pferdefuhrwerk, von dem er aber hinter dem **Bahnhof Teltow** absteigen musste, da der Wagen nach rechts abbog.

Alle Versuche, dass er sich auf mein Fahrrad setzen könnte, schlugen fehl, er war zu schwach, um die Balance zu halten. Endlich hatte ich ihn mit meiner Hilfe auf dem Gepäckständer platziert, musste aber alle Kraft aufbieten, damit er nicht zur Seite kippte. Nachdem ich schon eine ganze Zeit das Fahrrad schob, wurde mir klar, dass wir so Mahlow nicht erreichen würden. Ich musste auf

Gedeih und Verderb versuchen, mit ihm zu fahren. Eine ganze Schar guter Engel müssen uns begleitet haben, die verhinderten, dass wir stürzten. Ich fuhr nur lauter Achten.

Irgendwann erreichten wir die Großbeerener Kreuzung, ein bewaffneter Soldat gab das Kommando: „*Stoi!*“ gleich darauf die Forderung: „*Propusk!*“ **Ich war ohne Ausweis von zuhause losgefahren!**

Wir wurden in ein abgelegenes Gehöft zum Verhör geführt, wo wir vergitterte Kellerfenster erblickten und dahinter Menschen waren. Mein Fahrrad wurde mir von dem Soldaten weggenommen und außer Sichtweite gebracht. Nach geraumer Zeit erschien ein Offizier, der auf gebrochenem Deutsch das Verhör begann. Wir behaupteten, ein Ehepaar zu sein und ich habe meinen Propusk vergessen, durch die Besorgnis um meinen Mann. Nach ausführlicher Erkundigung, wo mein Cousin in Russland gekämpft habe, er erfuhr, nicht im Raum Odessa, auch nicht beim fliegenden Personal, sondern in der Schreibstube. Daraufhin gab er meinem Cousin die Entlassungspapiere zurück. Vielleicht haben meine reichlichen Tränen, die ich aus Angst und Erschöpfung vergossen hatte, auch zu der Milde beigetragen. Ich bat um mein Fahrrad, ohne würden wir Mahlow nie erreichen bei dem schlechten Gesundheitszustand meines „Mannes“. Der Soldat wurde herbeizitiert und er musste mir mein Fahrrad bringen, welches er schon für sich sicher glaubte. Voller Wut warf er es mir vor die Füße.

Die Registrierung in Mahlow nahm einige Zeit in Anspruch, so dass ich mich zwischenzeitlich etwas erholen konnte. Der Heimweg forderte den letzten Funken Durchhaltevermögen. **Total erschöpft kamen wir zu Hause an**, meine Kraft war restlos verbraucht, schließlich war alles mit leerem Magen zu überstehen gewesen. Um meine elterliche Wohnung, im ersten Stock gelegen,

zu erreichen, versuchte ich zunächst, mich am Treppengeländer hochzuziehen, wozu die Kraft nicht mehr reichte, so versuchte ich es dann als "Vierfüßler". Unsere Mütter waren in allergrößter Sorge gewesen wegen unseres langen Ausbleibens.

Nach wie vor quälte der ständige Hunger. Die langsam anlaufende „Brotversorgung“ beschränkte sich auf einige Gramm „Kartoffelbrot“. Eines Tages berichtete mein Cousin, dass auf einem abgeernteten Kohlfeld einige lose Blätter liegen. Das Feld befand sich im Hollandweg gegenüber dem Gehöft Kirsten und gehörte dem Bauern Julius Lehmann. **Der Gedanke an eine warme Kohlwassersuppe beherrschte unseren hungrigen Magen so sehr, dass wir beschlossen, uns einige Kohlblätter zu holen.**

Meiner Tante oblag es, für kochendes Wasser zu sorgen. Meine Mutter, mein Cousin und ich zogen mit zwei Taschen versehen am Abend Richtung Hollandweg. In dem dort befindlichen Graben lag ein Autowrack, hinter dem sich meine Mutter versteckte, um uns Warnlaute zu geben, falls Russen auftauchen sollten. Auf dem Bauch liegend, robbten wir aufs Feld und versuchten noch etwas feste Kohlblätter zu ergreifen. Erst zu Hause sahen wir, dass die Blätter überwiegend verwelkt waren. Jedes kleinste brauchbare Stückchen wurde zur Suppe verarbeitet.

Wie es einigen Leuten gelang, in den Besitz von Brot, Mehl und Öl zu kommen, blieb uns stets ein Rätsel. Ab und an hatten wir Glück und erwarben gegen Tausch von Schmuck, den wir vor den Besatzern vergraben hatten, etwas Mehl, welches dann zu künstlichem Schmalz verarbeitet wurde.

Ein Brot kostete anfangs 120 Mark, ging dann später auf 80 Mark zurück. Eine Flasche Öl kostete 20 Mark, welches allerdings dem Maschinenöl sehr

nahekam. Ich besaß sehr gute Stiefel, von denen ich mich für 140 Mark trennen wusste, um Brot kaufen zu können.

Nicht nur Lebensmittel waren eine Rarität, auch Brennmaterial gehörte dazu. Meine Freundin Hildegard Goetsch und ich suchten im Wäldchen nahe der Teltow-Werft herabgefallenes Reisig und Kienzapfen. Plötzlich hörten wir hinter uns Russen mit Pferden. Sie schwangen eine Leine und riefen ihr energisches „*dawei, dawei*“. So schnell uns unsere Füße trugen, liefen wir zu der **Notbrücke über den Teltow-Kanal.**

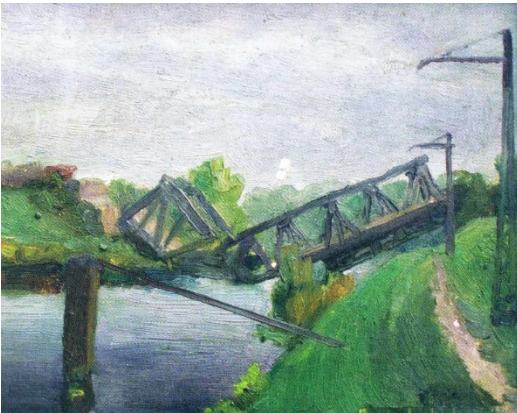
Weihnachten 1945 nahte. Die Vorsorge für einen warmen Küchenraum zum Heiligabend war getroffen, auch ein gewisser Wasservorrat stand in zwei Eimern bereit. Licht spendeten zwei Kerzen. Plötzlich schwere Schritte auf der Treppe. Es klopfte an unserer Korridortür. Voller Angst öffneten wir. Ein Mann fragte mit ausländischem Akzent - hörte sich holländisch an - nach unserem Namen, reicht mir dann etwas in Papier Gewickeltes mit den Worten: „*Von ihrer Freundin Marianne (Tschirschwitz) mit innigen Weihnachtsgrüßen.*“ Ich wollte Näheres wissen, aber er sagte nur „*ich in Eile*“ und stürmte davon. Meine geliebte Freundin schickte uns aus Jerichow - wohin sie, nachdem sie in Teltow, Berliner Str. 12 ausgebombt waren, eine vorübergehende Bleibe zugewiesen erhalten hatten - eine kleine Weihnachtsstolle.

Meine Mutter und ich brachen in Tränen aus, Tränen der Rührung und der Dankbarkeit für meine unvergessene, liebe Freundin Marianne. Ihre Eltern zogen 1924 in das Haus meiner Großeltern im Hohen Steinweg 6 und wohnten hier bis 1932. Somit waren wir, sie die „große Marianne“, ich die „kleine Marianne“, bis zu meinem 8. Lebensjahr wie Schwestern täglich zusammen und blieben stets eng verbunden. Meine liebe Marianne ist leider 1970 viel zu früh verstorben.

Erinnerungen von Elisabeth Wischnewski (Jg. 1919), Tochter von Bauer Kirsten

Niedergeschrieben im April 2000

Am Schluss des so unheilvollen Krieges erlebten wir dann auch noch die Kriegsfront in Teltow mit aller Härte und schlimmen Ereignissen, die der Krieg mit sich bringt.



Gemälde der am 21. April 1945 gesprengten Knesebeckbrücke über den Teltowkanal vom Teltower Ufer aus, Öl auf Leinwand von einem unbekanntem Künstler, Sammlung Heimatverein

Von den letzten Verteidigern der Hauptstadt werden die Brücken über den Teltowkanal gesprengt, um den Zugang zu Berlin zu erschweren. Darum bezogen die Russen erst einmal eine Angriffsstellung entlang des Kanals.

Von Straßenkämpfen wie in der Altstadt am Marktplatz sind wir verschont geblieben, da wir

etwas abseits wohnen. Am Tag danach wurde dann wohl von den Sowjets die Umgebung überprüft. Wir waren morgens nach schlafloser Nacht dabei zu frühstücken, da kam ein erster sowjetischer Soldat zu uns auf den Hof, musterte alle Anwesenden, auch die bei uns tätigen französischen Kriegsgefangenen und einen Polen, und versuchte dann, sich kurz mit unserem Edward zu

verständigen. Dann verschwand er wieder. Unsere Familie Bankow verstand ja russisch und sagte uns später, er habe sich nur erkundigt, ob der Chef gut wäre.

Von nun an saßen wir verängstigt im Keller und wagten uns nicht raus. Früh gegen 5.00 Uhr stiegen wir dann mit der Leiter auf unseren kleinen Heuboden über dem Schlafzimmer und hofften, dort etwas Ruhe zu finden. Die Leiter hatte Papa weggenommen, und so schien uns das Versteck sicher. Es dauerte nicht lange, da begann ein unheimliches Getöse. Es war, als würde jeden Augenblick das Haus einstürzen. So etwas hatten wir während des ganzen Krieges noch nicht erlebt. So schnell sind wir über die Leiter, die für uns schon wieder dastand, noch nie von diesem Boden gestiegen. Dann sind wir alle in den Bunker geeilt.

Vorübergehend war ja der weitere Weg der Sowjets nach Berlin durch die Sprengung der Brücken unterbrochen. **Die Russen hatten hinter uns in Richtung Buschwiesen - Schenkendorfer Weg - Stalinorgeln in Stellung gebracht. Ihr Einsatz ermöglichte ihnen dann den Bau von Behelfsbrücken.** Darüber konnten die Kampftruppen weiter nach Berlin vordringen. Doch durch das Nachrücken kamen immer mehr Soldaten auf unseren Hof im Hollandweg 3. Wir wollten raus aus diesem Kampfgürtel, ein paar Tage nur, bis wieder Ruhe einkehren würde. Doch die nun befreiten russischen zwangsverpflichteten Arbeiter hatten sich unsere vier Pferde aus dem Stall geholt, die bespannten Wagen mit allem vom Haus und Hof beladen, was sie brauchen konnten, und fuhren damit los. **Wir hatten zwar noch einen Wagen, aber kein Pferd dafür.**



Fotografie des Hollandweg in Blickrichtung Süd 1914, Fotograf: Otto Semler, Slg. HVT

Unser Nachbar hatte mehr Glück und konnte mit seinem Gespann noch losfahren. Ein Pferd stand noch bei ihm im Stall. Er empfahl meinem Vater, sich das zu holen. Doch bei diesem Versuch wollte ihn ein Soldat erschießen. Zum Glück hatte ein dazu kommender Offizier mehr Verständnis für ihn und er durfte das Pferd mitnehmen. In Eile haben wir das Nötigste, was wir brauchten, zusammengetan und den Hof verlassen. Uns schlossen sich noch einige andere Einwohner mit Handwagen an. Irgendwo hinter Schenkenhorst an der Nuthe neben einem kleinen Wald blieben wir dann. Als wir nach drei Tagen zurückkamen, konnten noch nicht wieder zurück auf unseren Hof. Der war von Russen besetzt, weil dort erbeutete Ware lagerte, die für den Abtransport bestimmt war. **Der Schuppen war voll mit Kornsäcken hoch aufgestapelt, im Keller lagerten Säcke mit Zucker und auf dem Hof in der für Treber (Viehfutter) bestimmten Grube lagen Platten aus Seife.** Das Ganze wurde von Soldaten bewacht. Wir vermuteten, dass es requirierte Ware aus der

Biomalzfabrik und der Fabrik Lohse war. Diese Bewachung blieb auch noch wochenlang. Wir konnten inzwischen mit Genehmigung des Stadtkommandanten wieder auf den Hof. Für die Wachablösung mussten wir unser Wohnzimmer zur Verfügung stellen. Erst als alles abtransportiert war, verschwand auch die Wache.

Von unserem gesamten Viehbestand war kaum noch etwas übriggeblieben: Unser Pferd, das uns aber unterwegs von den Russen zwei Mal ausgetauscht worden war, ein Rind und eine Pute, die gerade gebrütet hatte und nicht entdeckt worden war. **Der Krieg war vorbei, doch die Wunden des Krieges waren groß und heilten nur schwer.**

Erinnerungen von Herta Schulz (Jg. 1914)

Niedergeschrieben 2003

Der Sturm auf Berlin begann. Am 24. April gelang den sowjetischen Truppen der Übergang über den Teltowkanal bei der Fritz-Schweizer-Brücke in der Nähe des Diakos.

Das Leben wurde für uns alle immer schwieriger. Viele Menschen lebten in Notunterkünften. Es entstanden in Teltow an mehreren Standorten Barackenlager, in denen Ein- bis Dreiraumwohnungen vermietet wurden. Die Versorgung mit den Dingen des täglichen Bedarfs unterlag Rationierungen. Die häufiger werdenden Luftangriffe versetzten uns immer aufs Neue in Angst und Schrecken.



Fotografie der Zehlendorfer Straße nach der Zerstörung durch Fliegerbomben am 27./28.3.1943 in Blickrichtung Nord, Sammlung Heimatverein

Im April 1945 sahen wir den ersten russischen Panzer aus Richtung Ruhlsdorf kommend, der von zwei Jungen des „Volkssturms“ zerstört wurde. Wir sahen die Jungen flüchten, und einer kam zu seiner Mutter, die ihr Kind nicht mehr weglassen wollte. Der Junge hatte Angst, zur Strafe erschossen zu werden, wenn er den Volkssturm verlassen würde, und rannte mit den anderen davon. Er fiel später in der Nähe des Teltow-Kanals und wurde auf dem Schönower Friedhof am Teltower Damm begraben.

Wir saßen alle im Luftschutzkeller, als am 22. April 1945 früh um 5 Uhr eine Stalinorgel im Schulhof Stellung bezog. Wir wurden durch einen unbeschreiblichen Krach aus dem Schlaf gerissen. **Nach dem 24. April hatten wir den ersten Kontakt mit den Russen!** „*Wie spät*“, waren die ersten Worte. Die, die eine Uhr zückten, wurden sie los! Ich hatte am Jackenknopf eine Lampe zu hängen, ein Soldat deutete darauf, und so wurde ich diese auch los!

Dann wurden die Frauen herausgeholt. Dieses schreckliche „*Frau komm!*“ und die betrunkenen russischen Kampftruppen habe ich bis heute nicht vergessen. Ich hatte Glück, ich konnte mich unter den Bänken, auf denen meine Angehörigen saßen, verstecken, zugedeckt mit Decken und Kissen. So blieb ich verschont. Drei Tage lang saßen wir in diesem Keller.

Eine Flüchtlingsfamilie machte damals in dem Keller der Neuen Schule aus Angst vor den Russen ihrem Leben ein Ende. Es gab aber auch unter den russischen Soldaten solche, die Mitleid hatten, besonders Kindern gegenüber.

Als wir aus dem Keller kamen, war unsere Wohnung von einem russischen Offizier belegt. Er bot uns an, mit in der Wohnung zu wohnen, aber das wollten wir nicht. So zogen wir zu meiner Mutter rüber in die Wohnung meines Bruders, nun waren wir fünf Personen in einem Zimmer, aber es ging. Bei uns war noch

ein 18-jähriger Belgier, ein Dienstverpflichteter (es wurde später eine langjährige Freundschaft).

Viele Flüchtlinge waren damals in Teltow, die auf der Flucht Schlimmes erlebt hatten. Aber trotzdem habe ich, durch ein schönes Erlebnis, auch eine gute Erinnerung an diese schwere Zeit: Meine Schwägerin brachte Flüchtlingen Tee und fand dabei ihre Eltern und ihre Schwester wieder, denn seit die Eltern aus dem Warthegau flüchten mussten, hatten sie keine Verbindungen mehr zueinander gehabt.

Der Krieg war endlich zu Ende und es gab kaum Essbares und Heizmaterial. Radioapparate, Schreibmaschinen, Fotoapparate und alle elektrischen Apparate mussten abgeliefert werden. Im Stadthaus war die sowjetische Kommandantur untergebracht, und dort war auch die Sammelstelle für diese Dinge.



Fotografie der nördlich der Mahlower Straße in Teltow gelegenen Bockwindmühle um 1914. Sie hatte ab 1930 keine Flügel mehr. Fotograf: Otto Semler

Geschäfte und Lager waren bereits geplündert, also gingen wir auf "Eßjagd". Aus der Mühle in der Mahlower Straße konnten wir Mehl holen. Wenn gerade mal ein Pferd geschlachtet wurde, gab es auf der Freibank (Ritterstraße, Feuerwehr) Fleisch, aber das war eine Seltenheit. In den Wäldern wurde heimlich Heizmaterial gesucht, Bäume gefällt, Stubben gerodet.

Die Zeit der Zuteilung begann. Neue Lebensmittelkarten wurden schon kurz nach dem Kriegsende im Juni/Juli eingeführt. Es gab unter anderem Fleischmarken, Punktkarten für Textilien und Bezugsscheine für Brennmaterial wie Holz und Kohlenkarten. Die Wochenrationen der Zuteilung

reichten kaum vier Tage. Es wurde in Teltow auch eine Viehzählung durchgeführt.

Es gab aber nicht viel zu verteilen. Um an Essbares zu kommen, wurden „Hamsterfahrten“ unternommen. **Alles Entbehrliche wurde in Essbares eingetauscht.** Ein Sack Kartoffeln hatte nun einen großen Wert. Ich tauschte sogar Einweckgläser, die mein Mann in der Fabrik bekam, bei einem Bauern gegen Mehl, Erbsen und Speck. Den Speck steckte ich in Strümpfe, die ich unter der Kleidung um den Hals hängte, denn wenn man Pech hatte, wurde einem alles am Bahnhof Nauen von Deutschen abgenommen für eine Sammelstelle, was wir nie geglaubt haben.

Wir hatten uns das Kleinholz, womit die „Holzgaser“-Autos angetrieben wurden, von der Flakstellung geholt. Das verfeuerten wir in unserem „Kanonenofen“, bis die Russen Brandstäbe hineingeworfen hatten. Dadurch explodierte der Ofen und unsere Baracke brannte aus. Nun verloren wir zum zweiten Mal Dinge, die für uns wichtig waren. Mein Schwager versuchte noch vom Boden einiges zu retten, aber die Russen ließen es nicht zu.

In der Schubert-Ecke Mozartstraße bekamen wir in einer Laube eine neue Bleibe. Der Eigentümer war ein Zigaretenschachtelsammler und **beim Aufräumen entdeckten wir eine Zigaretenschachtel Marke „Kim“ mit drei Zigaretten.** Das war damals eine Zigarettenmarke für ganz arme Raucher, denn die waren billig, und hatten ein goldfarbenedes Mundstück. Mein Mann tauschte diese Zigaretten günstig bei russischen Soldaten am Güterbahnhof Teltow gegen einen Zentner Kartoffeln ein. Wir Frauen mussten für die Russen Kartoffeln sortieren, die Schlechten konnten wir mitnehmen, es fanden sich aber auch noch gute Kartoffeln darunter, die wir mitnahmen.

Erinnerungen von Rudolph Jaeckel (Jg. 1930)

Niedergeschrieben 2005

Es war der 24. April 1945. Noch hatte man in Seehof keinen Sowjetsoldaten zu sehen bekommen, obwohl von Teltow her schwerer Beschuss zu hören war. Es war offenbar der Moment, als die sowjetischen Truppen vor den gesprengten Teltowkanalbrücken zum Stehen gekommen waren. Da verbreitete sich unter den Nachbarn, mit denen man vorsichtshalber möglichst gut in Kontakt blieb,



die Nachricht, **Bäcker Zinne** hätte noch Brot gebacken und verkaufte das aus einem kleinen Fenster an der Rückseite seines Hauses, das an der Lichterfelder Straße lag, unmittelbar an der Stadtgrenze.

Die Eltern machten sich auf, um auf Schleichwegen dahin zu gelangen. **Als man beim Bäcker ankam, war das Brot aber schon alle und das Fenster wieder zu,** so dass der Rückweg angetreten werden musste. Das wäre fast das Ende für die Eltern geworden, da mittlerweile ein sowjetischer Panzer von Teltow heraufgekommen war und von der Fritz-Reuter-Straße aus die Lichterfelder Straße beschoss, wobei auch das Sumpfgebiet bei der „Liebesinsel“, durch das der Schleichweg führte, unter Beschuss geriet. Nur durch die Ausnutzung von natürlichen Bodenwellen und Böschungen als Deckung gelang es, heil wieder nach Hause zu kommen.

Am 25. April erreichten die sowjetischen Truppen auch Seehof und durchsuchten das Gelände nach versprengten deutschen Soldaten. Sie kamen die Max-Sabersky-Allee (damals General-Litzmann-Allee) hinunter bis zum Haus von Frau S., die an Vorder- und Rückseite ihres Hauses die schweizerische Nationalflagge gehisst hatte. Dies versetzte uns in großes Erstaunen, da niemand wusste, dass Frau S. Schweizerin war.

Noch erstaunlicher war, dass sich herausstellte, dass Frau S. fließend Russisch sprach und den ebenso überraschten sowjetischen Soldaten erklären konnte, dass ihr Haus neutraler Boden sei. Sie war die Tochter eines Schweizer Diplomaten, der jahrelang im damaligen Leningrad tätig gewesen war, und war dort aufgewachsen. Nach nur wenigen Tagen wurde sie vom sowjetischen Stadtkommandanten als Dolmetscherin engagiert, was für uns den wunderbaren Nebeneffekt hatte, dass sich niemand in unserer Gegend mehr traute zu plündern, denn der Draht zur Stadtkommandantur war kurz. Frau S. bleibt uns in dankbarer Erinnerung!

Erinnerungen von Herrn Preuß (Jg. 1932)

Ich kam mit meinem Leiterwagen vom Bahnhof Teltow, wo wir in Uniformen der Hitlerjugend Flüchtlinge abgeholt und in die Neue Schule begleitet hatten, von wo sie auf die verschiedenen Unterkünfte verteilt werden sollten. Mit dem Handkarren transportierten wir ihr Gepäck. Auf meinem Heimweg in die (Alte) Potsdamer Straße in der Altstadt hörte ich sowjetische Panzer heranrollen und den Beschuss auf die Kirche von den Feldern neben der Ruhlsdorfer Straße. Ich stand am Ruhlsdorfer Platz, habe mich sofort versteckt und bin auf Schleichwegen nach Hause gegangen. Später half ich meiner Mutter, den Schutt aus dem Kirchturm, in dem zwei große Löcher waren, zu beseitigen.

Als die sowjetischen Truppen Teltow besetzten, hatten wir uns zunächst im Keller der „Brauerei“ versteckt. Doch die Russen kamen und forderten „*Frau komm*“. Da hängten wir Kinder uns an die Mutter, um sie zu beschützen. Am nächsten Morgen sind wir dann mit einer anderen Familie, wie viele andere auch, in den Wald geflohen. Wir gingen zu Fuß bis in die Nähe von Phillipsthal. Nach zwei Wochen kehrten wir ausgehungert zurück.



Aufräumarbeiten an der Stadtschule nach Pfingsten 1945 Sammlung Heimatverein Teltow

Im Sommer 1945 mussten wir unsere Schule aufräumen, da ja der Unterricht wiederbeginnen sollte. Plötzlich gab es eine gewaltige Detonation: das Munitionslager der Nazi-Waffen, das die Sowjets in der Potsdamer Straße schräg gegenüber der Schule (auf dem

Grundstück des Fuhrmanns Kegel) errichtet hatten, war explodiert. Fenster und Türen der Schule gingen dabei zu Bruch. Es gab viele Opfer.



Fotografie der zerstörten Stadtschule (später Bruno-H.-Bürgel) 1945, Slg. Heimatverein Teltow

Erinnerungen von Adele Koch (Jg. 1924)

Niedergeschrieben im April 2000



Der Handwagen wurde 1945 als Flüchtlingsfahrzeug benutzt.

Die russischen Truppen sind beim Sturm auf Berlin in Teltow wegen der zerstörten Brücken zum Stillstand gekommen. Um den Belästigungen der russischen Soldaten aus dem Weg zu gehen, haben fast alle Bewohner vom Striewitzweg, wo ich damals wohnte, sich **mit Handwagen und Kinderwagen zu Fuß auf die Flucht** begeben. Die erste Übernachtung war in Philippsthal. Weiter ging es über Saarmund, Gröben, Großbeuthen, Ludwigsfelde, Genshagen, Großbeeren und Ruhlsdorf und nach ca. drei Wochen waren wir wieder zu Hause in Teltow angekommen.

(Anmerkung der Redaktion: Die Flucht aus Teltow war ein Akt der Verzweiflung in der Hoffnung, der Konfrontation mit russischen Soldaten zu entgehen. Wie sich dann aber herausstellte, war das Hinterland der Front von Kampftruppen besetzt. Wir bitten um Nachsicht, dass sich das Entsetzen und die Ängste während dieser Tage der Flucht nicht hat in Worte fassen lassen.)

Der Krieg war nun zu Ende und der Alltag begann, was nicht einfach war. Es gab keine Arbeit. Die Möglichkeit etwas Essbares in den Geschäften zu bekommen, war sehr spärlich. Inzwischen wurde ein Büro für Arbeitsvermittlung im Gasthaus Schins, Lichterfelder Str. (heute Bernhards Speisegaststätte am Ruhlsdorfer Platz) eingerichtet, wo ich meine erste

Arbeitsstelle in der Landwirtschaft des Diakonissenhauses Berlin-Teltow für sechs Wochen erhielt. Die Arbeitszeit ging von 8 bis 14 Uhr und meine Beschäftigung bestand aus Rüben- und Kartoffelhacken. Als nächstes musste ich mit vielen anderen auf dem Munitionslagerplatz gegenüber dem Stadthaus aufräumen. Ich brauchte diese Tätigkeit zum Glück nur 14 Tage machen, ich verstand nichts von Munition und war froh, wieder etwas Anderes zu finden. Man suchte in der Kommandantur, die sich im jetzigen Stadthaus befand, Reinigungskräfte - also ging ich dort hin. Mit einer jüngeren Schulkameradin und zwei älteren Frauen haben wir von 7 bis 10 Uhr die Büroräume der russischen Offiziere saubergemacht und anschließend die Privaträume der Offiziere.

Auf der Kommandantur waren zwei Dolmetscherinnen tätig, eine davon hieß Lydia. Sie heiratete einen der Offiziere. Ihre Hochzeit wurde in der Gaststätte von Pech, spätere Sportlerklause, gefeiert. Es gab zwei Küchen in dem Haus, in der einen wurde für die Soldaten gekocht. Dieser Koch war aus ihren Reihen, während für die Offiziere eine deutsche Köchin zuständig war. Als die Köchin wegen Heirat ihren Arbeitsplatz aufgab, wurde mir diese Arbeit angeboten. Es musste für ca. 20 Offiziere gekocht werden. Sie bekamen drei warme Mahlzeiten am Tag und der Lohn pro Offizier betrug 30 Mark. **Ein schönes Angebot, aber leider wurde der Lohn in dieser Höhe nicht weitergezahlt, weil die Stadt Teltow die Kosten übernehmen musste. Der Stundenlohn war ab dann sehr gering.**

Der Küchenchef Leutnant Platow besorgte vom Fleischer Haseloff, was es eben so an Fleisch gab. Manchmal war es auch nur Cornedbeef. Brot, Kartoffeln, Mehl und Kohl für das Nationalgericht »Borschtsch« gab es ausreichend. Es war nicht immer leicht, ein vernünftiges Essen zuzubereiten. Ein Tag in der

Küche war lang. Schon um 7 Uhr musste der Ofen angeheizt werden, um 9 Uhr musste das Frühstück fertig sein. Mittagessen gab es ab 14 Uhr und das Abendessen ab 19 Uhr. Es gab auch Nachzügler, die im Kino waren, so dass die Küche oft erst um 22 oder 22.30 Uhr geschlossen wurde. Freizeit war zu der Zeit nicht wichtig, aber ich konnte meine Lebensmittelkartenzuteilung meiner Familie zukommen lassen und das war viel wichtiger.

Als sich die große Explosion im Sommer 1945 auf dem Munitionslagerplatz gegenüber dem Stadthaus ereignete, sind 14 Männer, 2 Frauen und der wachhabende Soldat umgekommen. Wir mussten auf dem schnellsten Weg aus der Kommandantur raus und sind aus einem Fenster, das zum Hof führte, gesprungen und nach Hause gelaufen.

Es war die Zeit der Mangelwirtschaft. Die wenigen Autofahrer, die es noch gab, mussten sich in Stahnsdorf am Dorfplatz bei der ATG (Auto-Transport-Gesellschaft) Genehmigungen für ihre Fahrten holen, so wie es von den Russen angeordnet worden war. Die Lastautos fuhren damals mit Diesel, Benzin, Holzgaser (auch Holzkocher genannt) und auch mit Methan, das vom Klärwerk bezogen wurde. Der Ehemann einer der älteren Frauen, die auch in der Kommandantur beschäftigt war, war dort in Stahnsdorf der Leiter dieses Büros. Da ich gerne wieder in meinem Beruf im Büro arbeiten wollte, versuchte ich über sie eine Stelle als Schreibkraft oder Kontoristin zu bekommen und hatte Glück. Von Oktober 1946 bis 1949 war ich dann dort angestellt. Danach zogen wir nach Berlin.

Erinnerungen von Werner Otto

Niedergeschrieben Mai 2005

Nach dem Einzug der Roten Armee in Teltow gab es einen Tagesbefehl des russischen Kommandanten, wonach sich alle arbeitsfähigen Männer beim Bürgermeister am Stadthaus einzufinden hatten. Bei Nichtbefolgen des Aufrufs würde es für denjenigen keine Lebensmittelkarte geben.



Fotografie des ersten Bürgermeisters nach 1945 von Teltow, Albert Wiebach, vor seinem Dienstwagen

Unser Bürgermeister war der von dem russischen Kommandanten eingesetzte Kommunist **Albert Wiebach**. Sein Mitstreiter, Genosse Zechlau, sollte für Recht und Ordnung sorgen. Diese beiden Männer waren von den Russen eingesetzt, um die Befehle in Teltow umzusetzen.

Die sogenannte Vollzugsarmee bestand aus Teltowern, denen der Bürgermeister sein Vertrauen schenkte, sie hatten keine Uniform, sondern bekamen eine weiße Armbinde mit einem Stempel der Stadt Teltow. Diese Leute hatten zu kontrollieren, ob den Anweisungen des Bürgermeisters und des russischen Kommandanten Folge geleistet wurde.

Alle arbeitsfähigen Männer versammelten sich am Stadthaus und wurden in Kolonnen eingeteilt. Jede Kolonne bestand aus ungefähr 8-10 Männern, die eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatten. Eine Aufgabe war es, die Straßen von den Hinterlassenschaften des Krieges zu reinigen. **Es waren Schrottautos, Kriegsmaterial, Unrat aller Art und tote Pferde zu beseitigen.** Auch gefallene deutsche Soldaten haben wir eingraben müssen.

Die Erkennungsmarken gaben wir beim Bürgermeister ab. Später wurden die Gefallenen von einer Friedhofskolonie beigesetzt. Für den Transport des Materials hatten wir ein Fuhrwerk der Firma Kegel aus Teltow - ein Pferdefuhrwerk mit Gummibereifung. Es wurde alles in die Grube, die sich hinter den Scheunen am Ruhlsdorfer Platz befand, transportiert. Ein großer Schrottplatz entstand dort mit dem ganzen Unrat, den wir von den Straßen holten und das war nicht wenig, was da zusammenkam. Als nach ungefähr 14 Tagen die Straßen Teltows einigermaßen aufgeräumt waren, wurden wir wieder für eine neue Aufgabe eingeteilt, weiterhin ohne Bezahlung.

Teltow war eine Industriestadt, und somit begann nun die Demontage der Werke. Dazu benötigten die Russen auch deutsche Helfer. Meine Kolonne war unter denen, die das **Dralowid-Werk** zu demontieren und auszuräumen hatten.



Fotografie des Dralowid-Werks, das 1948 in VEB Dralowid überführt wurde. 1953 erfolgte die Umbenennung in VEB Werk für Bauelemente der Nachrichtentechnik „Carl von Orssietzky (WBN)

Als wir im Dralowid-Werk ankamen, mussten wir erstmal die frühere Kantine vom Pferdemist befreien, denn als die Russen das Werk besetzten, machten sie aus der Kantine einen Pferdestall. Die Innereien einer geschlachteten Kuh lagen herum. Die mussten erstmal beseitigt werden. Bei dem warmen Wetter war das ein fürchterlicher Gestank.

Es sollte noch eine Strafkompagnie Russen kommen und darum sollte in der Kantine wieder gekocht werden. Da das Werk Gleisanschluss hatte, war es kein Problem für die Besatzungsmacht, den Abtransport zu gewährleisten. Waggons wurden von den Russen reingeschoben, und die Tischlerei arbeitete auf Hochtouren, um Kisten bereitzustellen zum Einpacken. Das ging den Russen alles nicht schnell genug und so kam schließlich die besagte Strafkompagnie mit 200 Mann ins Werk, die helfen mussten, damit alles schneller ging. Die Strafkompagnie richtete sich in den Büros im Werk ein, indem sie alle Schreibtische zusammenschoben, worauf sie übernachteten.

Nun ging es erst richtig los. Was an Maschinen sich über Aufzüge nicht transportieren ließ, wurde gleich durch die Wände transportiert, indem man diese an den Fenstern durchbrach. **Draußen stand ein Panzer mit einem Kranaufsatz, der nahm die Maschinen an den Haken und lud sie auf Schwertransporter.** Ich glaube kaum, dass je eine Maschine in Russland wieder zum Einsatz gekommen ist. Es ging mehr darum, die Fabriken so schnell wie möglich zu demontieren um einen neuen Anfang so schwer wie möglich zu machen. In den anderen Fabriken hatte sich Ähnliches abgespielt, wie ich mir erzählen ließ. Diese Aktionen dauerten ein paar Wochen, bis auch das Letzte in Richtung Osten verladen war.

Mein Freund und ich waren die ganze Zeit bei der Stadt tätig. Wir erfuhren durch Zufall im August 1945, dass eine Firma am Teltowkanal in der damaligen

Körnerstraße Arbeitskräfte suchte. **Die Firma Ristow war die erste Firma in Teltow, welche 1945 eine Produktion aufnahm und Leute einstellte.** Der Betriebsleiter war ein gewisser Herr Schulze aus Tempelhof, ein sehr netter und freundlicher Mensch mit entsprechenden Kenntnissen und Berufserfahrungen, was im Betrieb zu einem guten Betriebsklima führte.

Da wir auf Grund der Kriegswirren unsere dreieinhalbjährige Lehre noch nicht abgeschlossen hatten, sahen wir hier eine Chance dieses zu tun. Wir bewarben uns, und bekamen die Stellen und hatten nun die Möglichkeit, unseren Lehrabschluss zu machen, was uns auch sehr gut gelang, denn **diese Prüfung war die erste nach dem Krieg, welche in Berlin bei der AEG vollzogen wurde.** Wir waren sehr stolz darüber, endlich den Gesellenbrief zu erhalten. Denn nun bekamen wir ja Gesellengehalt und das war schon etwas mehr als das Lehrlingsentgelt, das wir bisher bekamen.

Die Firma Ristow hatte während des Krieges Fernmeldeeinrichtungen hergestellt. Nun bestand Produktion in der Herstellung von Maurerkellen, kleinen Öfen, Drehkondensatoren, Lautsprechern und diversen Kleinteilen. Die Firma hatte das Glück, dass sie scheinbar auf Berliner Gebiet war und darum von den Russen nicht demontiert wurde, und somit noch einen Maschinenpark hatte, was uns auch zur Erfüllung unserer Aufträge gut zustattenkam. **Unsere Arbeitszeit war 48 Stunden in der Woche, und je nachdem konnten es auch mal mehr werden, wenn es notwendig wurde.**

In den 1950er Jahren ist dann die Firma Ristow in freie Räume bei der Firma **Zähler und Apparatebau in der Oderstraße** eingezogen und hat da ihre Produktion fortgesetzt. Maurerkellen waren in dieser Zeit nicht mehr gefragt, sondern die mechanische Fertigung hatte Vorrang.

Erinnerungen von Dietrich Scheibel (Jg. 1928)

Niedergeschrieben im Mai 2001

Als 15-jähriger wurde ich im Januar 1944 zur Flak eingezogen, wie auch meine Klassenkameraden, denn wir sind Jahrgang 1928 und wir lagen in Marienfelde. Brot hatten wir reichlich zu dieser Zeit, so dass ich meinem Großvater in Teltow, zu dem ich hin und wieder mal fahren durfte, einiges davon mitbringen konnte. Von meinen Kameraden bekam ich auch Brot, was sie übrig hatten, und so kam einiges zusammen.

Brotsuppe haben sich meine Großeltern daraus gekocht und Großvater hat auch einiges mitgenommen zu Frauen aus der Ukraine, die als Zwangsarbeiterinnen in der **Askania-Fabrik** arbeiteten. Nach der Auflösung der Arbeitsstelle Ende April 1945 fanden fünf Ukrainerinnen in der Wohnung meines Großvaters Unterkunft. Als wir von der Flucht in die umliegenden Dörfer bei Kriegsende zurückkamen, fanden wir diese neue Situation vor. Diese Frauen hatten in Säcken Restbestände aus den Speichern bei sich und teilten das Essen jetzt auch mit meinem Großvater. Alle fühlten sich wie eine Familie. Wir haben daraus gesehen, dass, wenn man Menschen in der Not hilft, Gutes zu einem zurückkommt. **Zu Essen zu haben, war damals das Wichtigste.**

Gleich nach dem Einmarsch der Russen war man bestrebt, Nahrungsmittel zu ergattern, nachdem die Bevölkerung aus den Wäldern, dem Hinterland, zurückkam. Die Menschen waren dahin geflohen, weil man mit einem Ausbruchsversuch der Deutschen aus Berlin rechnete, was aber nicht der Fall war. Die Russen überquerten den Teltowkanal am 24. April.

Die Bevölkerung versuchte, sobald man sich wieder auf die Straße wagen konnte, an eventuelle Reserven der Stadt heranzukommen bzw. wusste man, dass am Teltowkanal die Speicher standen, worin Militärgut und auch große Mengen Getreide lagerten. Da begab auch ich mich mit vielen anderen aus der Iserstraße und vom Hamburger Platz hin und wir versuchten, unsere mitgebrachten Beutel zu füllen. Ich bekam einen Schreck, als ich da hineinkam. Ich sah, wie sinnlos Menschen in der Not mit den Dingen umgingen. Man hätte das ganz anders verteilen können. Ich hatte ein kleines Säckchen und füllte es mit einer Holzkelle, die man dort zu liegen hatte. Ich bekam den Beutel auch voll, aber auf einmal schoss ein russischer Offizier mit seiner Pistole in die Decke und sagte: *„Sofort alles wieder auskippen, es nimmt keiner was mit“*. Die Leute mussten also alles wieder ausschütten, denn es hatten an der Abfüllvorrichtung alle gestanden und einer schob den anderen weg, es fiel das meiste daneben. Ich dachte, nimm du das vom Boden weg und ich war der Einzige, der sein Säckchen mitnehmen durfte. Der Offizier schätzte es wohl, dass ich mich nicht an dem Gedränge beteiligt hatte.

Das Getreide wurde zu Hause in der Kaffeemühle gemahlen und Suppe davon gekocht. Zu kaufen gab es keinerlei Lebensmittel unmittelbar nach dem Kriegsende. In der **Biomalzfabrik** gab es noch wertvollere Lebensmittel, was sich auch schnell herumsprach.

Solche Raritäten suchten natürlich alle, aber diese Fabrik war von den Russen besetzt und davor stand ein russischer Wachposten. Wir zogen uns alte Sachen an, ich bekam eine Schlosserkiste, die ich mir umhängte und zu den Russen sagten wir, dass wir vom Arbeitsamt hierher zur Reparatur kämen. Den Russen war das egal und wir durften hinein in die Fabrik. Irgendeiner sagte, dass das Lager oben auf dem Dachboden sei. Oben angekommen bemerkten wir, dass

schon viele Leute da waren. **Wir stopften uns die Taschen voll mit Biomalzbonbons, aber wichtiger waren Zucker und Mehl.** Und es stellte sich wieder heraus, dass die Leute, die große Mengen wegschleppen wollten, nicht durchkamen.



Fotografie der Biomalz-Fabrik 1945, Foto privat

Ein Bekannter aus unserem Haus hatte einen großen Sack gefüllt und ich sollte ihm tragen helfen. Aber ich konnte das nicht, hatte ich doch selbst etwas zu tragen: eine Kiste Biomalzflaschen und eine Fünf-Pfund-Tüte mit Zucker. Ich gab ihm den Rat, das eine Ende vom Sack auf das Treppengeländer und das andere Ende auf die Schulter zu legen und den Sack bis unten runterrutschen zu lassen.

Ich war raus und hatte Glück. Mit den russischen Soldaten unterhielt ich mich noch etwas und sah zwei PKWs heranzufahren, es saßen russische Offiziere darin. Andere, die nach mir kamen mit ihren gefüllten Säcken, liefen den Offizieren direkt in die Arme, aber sie konnten passieren.

Später wurden viele verhaftet und kamen in Lager. Es waren Menschen, die denunziert wurden, bzw. aus nichtigen Gründen festgenommen wurden. Das hätte uns auch passieren können. Auch meinem ersten Lehrmeister widerfuhr dieses Schicksal, aus irgendwelchen Gründen, auch durch Neider.

Ich erinnere mich an eine russische Feldküche in der Iserstraße, da gab es zu essen für Kinder, ich bekam auch etwas. Da war ein Offizier, ein Jude, wie er uns erzählte, er sei nicht dafür, dass man die Menschen umkommen lässt. Ich unterhielt mich mit ihm und erzählte, dass ich bei der Flak eingezogen war.

Hitlerjungen waren wir alle, denn es war Pflicht. Die Familie hätte Schwierigkeiten bekommen, wenn sie ihre Kinder daran gehindert hätte. Ich erzählte ihm auch, dass ich einen Batteriechef hatte, der oft verwundet wurde im Krieg und viele Auszeichnungen hatte. Er war ein überzeugter Nationalsozialist, der es aber nicht zuließ, dass auf Flieger geschossen wurde, die sich nach dem Abschuss ihres Flugzeuges mit dem Fallschirm retten wollten.

Wir hatten gesehen, dass Soldaten, die an Fallschirmen herunterkamen, noch in der Luft ihre Sachen aus ihren Taschen fallen ließen, und unten warteten der Ortsgruppenleiter und Leute mit Sensen und Dreschflegeln aus den Dörfern. Der Batteriechef aber ließ sofort diese Flieger gefangen nehmen und schützte sie damit. Wir achteten diesen Menschen, weil er auch den Feind respektierte.

Mein Lehrausbilder war der **Baumeister Vogt** in der Waldstraße. Er war ein Bekannter meines Vaters, der als Architekt mit Herrn Vogt zusammengearbeitet hatte. Dort also machte ich im Mai 1945 meine ersten Hammerschläge und bearbeitete meine ersten Mauersteine. Wir waren zu dieser Zeit (Mai 1945) mit Instandhaltungs-Arbeiten bei **Palm u. Lill**, in der Berliner Straße links neben dem **Schreibwarengeschäft Jacob**, beschäftigt. Dort waren wir im Laden tätig

und haben provisorisch die Decke Instand gebracht, als ein Jeep mit zwei russischen Offizieren vorfuhr. Diese sprachen Herrn Vogt an, ob er es sei. „Ja“ – „*Kommen Sie bitte runter.*“ Er musste in den Jeep einsteigen und sie fuhren mit ihm los. Die Offiziere trugen rote Armbinden, wir nehmen an, dass sie vom NKWD¹ waren, was wir damals aber nicht wussten. **Herrn Vogt sahen wir nicht wieder und ich verlor meine Ausbildungsstelle.**



Fotografie des ehemaligen Eckgebäudes mit Schankwirtschaft Berliner Straße/Ecke Zehlendorfer Straße nach dem Bombenangriff im März 1943

Ich meldete mich auf dem Arbeitsamt und wurde daraufhin zum Ausschachten von Kabeln versetzt, die gerade in der Ruhlsdorfer Straße und an den Scheunen freigelegt und zum Abtransport nach Russland aufgerollt wurden. Im Oktober begann ich dann wieder eine Lehre bei dem **Maurermeister Hartmann** in der

¹ Abkürzung für das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten (Narodny Kommissariat Wnutrennich Del) der Sowjetunion

Oderstraße, der das sogenannte »schiefe Haus« hatte am Kanal. Er war ein sehr guter Lehrmeister, hatte für uns immer ein offenes Ohr und versorgte uns auch immer mal mit einer, zu der Zeit sehr wertvollen, Stulle mit Pflaumenmus.

Es kam dann die Zeit der Kartoffelernte, und zwar auf dem Berliner Stadtgut Marggrafshof, zwischen der Kreuzung hinter Ruhlsdorf und dem Dorf Güterfelde. Herr Hartmann stellte mich frei, damit ich für meine Familie Kartoffeln stoppeln konnte. Es arbeiteten viele Frauen aus Kleinmachnow, Stahnsdorf und Teltow dort auf den Feldern. Die Kartoffeln wurden in den Versammlungsraum auf dem Stadtgut reingetragen und ausgekippt. Zwischenzeitlich hatte ich für den Maurermeister Hartmann in der **Spinnstoff-Fabrik** gearbeitet. Ich musste zur Arbeitsstelle die Brücke an der Teltow-Werft überqueren und zurück immer an einem Panzer vorbei, an dem amerikanische Soldaten Wache schoben. Ob sie den amerikanischen Sektor bewachten weiß ich nicht, für mich waren die Soldaten wichtig, denn sie versorgten mich mit Dingen, die sie nicht verbrauchten, es waren nicht angerührte Lebensmittelrationen, damals sehr wertvoll, denn wir hungerten ja mächtig.

Es stellte sich dann auch heraus, dass sie in Teltow wohl Freundinnen hatten. Nun entstand dort ein sogenannter kleiner Briefverkehr. Wenn ich von der Fabrik kam, habe ich Briefe mitgebracht, und von Teltow wieder mit rausgenommen zu den Soldaten und **das wurde immer mit Zigaretten honoriert** und mein Lehrling Paul S. aus der Potsdamer Straße bekam auch mal eine Zigarre. Diese Zigaretten hatte ich dann in Marggrafshof bei mir, und wir haben nun fleißig Kartoffeln rein getragen und vorne am Tor saß ein Russe mit seiner Maschinenpistole und passte auf, dass wir ordnungsgemäß die Säcke rein trugen. Ich steckte mir eine Zigarette an – hin und wieder habe ich mal geraucht – und ich merkte, dass der Russe auch immer schnupperte, was das wohl für

Zigaretten sind, denn er rauchte immer seine „Papyrossa“, wenn er überhaupt welche hatte. **Sie hatten ja auch sehr wenig, die russischen Soldaten.** Eines Tages fragte mich der Soldat, was das für Zigaretten sind, ich sagte: „Amerikanische“. „Oh, oh, oh amerikanski“, sagte er, „karascho, karascho“. Ich gab ihm drei oder vier, es war ja schon ein kleines Vermögen, die kosteten ja im Schnitt 6,-, 8,-, ja sogar 10,- Mark.

Am nächsten Tag fragte er mich – ich hatte also schon sein Vertrauen – ob ich auch Schnaps hätte. Ich brachte ihm eine Viertel Flasche, damit musste man ja vorsichtig sein und fragte ihn: „Wozu Schnaps und Zigaretten?“ Da sagte er: „Zwei Mädchen in dem kleinen Haus an der Ecke, aus der Ukraine“. Also er wollte wohl 'ne kleine Party feiern. **Ich brachte ihm also die Viertel Flasche Schnaps mit. Mein Vater hatte ein paar Flaschen in den Wasserkübel vom Luftschutz versenkt.** Da hat keiner reingeguckt und so hat das den ganzen Russeneinmarsch überdauert und uns hat das sehr geholfen. Ich war auch pfiffig und wusste mir zu helfen und habe viele Flaschen daraus gemacht.

Er zog ab mit seiner Knarre und ich sollte mich auf den Stuhl setzen und aufpassen, dass die Kartoffeln rein getragen werden, ich war also sein Kompagnon, sein Sozius, sein Kamerad und er feierte seine Party. Ich sagte zu meinen Trägern, die da tätig waren, jetzt kommt da nicht ein Sack rein. Wir tragen die Kartoffeln in die Keller rechts und links von diesen Leuten, die da auf dem Gut beschäftigt waren. Die waren auch sofort mit dabei, aber wie das so bei den Deutschen ist, muss mich einer verpiffen haben und ich wurde nach kurzer Zeit von den Kartoffeln abberufen.

Ich musste hoch zum Gut, wo ein Kommandant herrschte, der sehr grob war. **Ich musste ab dann zur Strafe Kühe hüten.** Ich war nun aber als Stadtjunge nicht sehr bewandert darin und dachte: Na ja, du kriegst das schon in die Reihe,

aber man sagte mir, man hätte schon den Schafhirten erschlagen, weil da was nicht in Ordnung war, ich wusste aber nicht, was es war. Ich bekam seine zwei Hunde mit zum Kühe hüten. Es waren so sechzig bis achtzig Kühe zusammengetrieben worden und damit musste ich raus auf die Rieselfelder. Ich dachte, na hoffentlich geht das gut, die Hunde haben auf mich überhaupt nicht gehört, und das war wohl auch nur ein Vorwand, den die haben wollten, denn eines Tages, am zweiten oder dritten Tag kam ein Lastwagen in einer riesigen Staubwolke, es herrschte ja Trockenheit und die Kühe liefen auseinander in die Felder hinein. Die Hunde lagen im Gras, die hörten sowieso nicht auf mich und ich rannte herum, um die Kühe einzufangen, was natürlich so schnell gar nicht möglich war und während dieser Zeit müssen zwei Kühe abgestochen und auf den Lastwagen geworfen worden sein.

Ich bekam dann die Kühe schließlich wieder zusammen und sie trabten in Richtung Stall. Am Tor wurden die Kühe gezählt und zwei fehlten. Ich musste zum Kommandanten und sah die Pistole auf dem Tisch liegen: Wo ich die Kühe gelassen hätte! Die wollten mir das alles zuschieben. Ich wusste aber ganz genau: **in der Iserstraße haben sie Pferdemist und Dung und auch Fleisch angeboten.** Dieses war von gestohlenen Tieren, das sie gegen Schnaps eintauschen wollten. Es gab ein Verhör von einer Stunde, ich wurde zwar nicht geschlagen, aber man drohte mir mit der Pistole mich zu erschießen: „*Und dann kommt wieder einer, Deutsche gibt's genug*“ drohten sie in ihrem gebrochenen Deutsch, aber der Kommandant war dann doch gnädig und ich durfte nach Hause.

Nachbemerkung

Heute, 80 Jahre später, leben wir in einem Europa, das über Jahrzehnte hinweg Frieden und Zusammenarbeit kannte. Doch dieser Frieden wirkt in letzter Zeit wieder zerbrechlicher. Der Krieg in der Ukraine, autoritäre Politik, wachsender Nationalismus und Fremdenfeindlichkeit führen uns vor Augen, wie wertvoll und wie gefährdet unsere demokratische und friedliche Gesellschaft ist.

Gerade deshalb ist es wichtig, die Erinnerungen an das Kriegsende wachzuhalten. Sie erinnern uns daran, wohin Hass, Gewalt und politische Verblendung führen können – und wie bedeutend Frieden, Menschlichkeit und Zusammenhalt sind.

Unser Dank gilt den Verfasserinnen und Verfassern, die den Mut und die Kraft aufbrachten, ihre Erlebnisse aufzuschreiben – für uns und für die kommenden Generationen. Ihre Stimmen mahnen – und sie stärken uns zugleich darin, Verantwortung für die Zukunft zu übernehmen.

Irmgard Manthe, geb. Ebel †

Marianne Riewe, geb. Wust †

Elisabeth Wischnewski, geb. Kirsten †

Herta Schulz †

Rudolph Jaeckel †

Herr Preuß

Adele Koch †

Werner Otto

Dietrich Scheibel †

Heimatmuseum Teltow

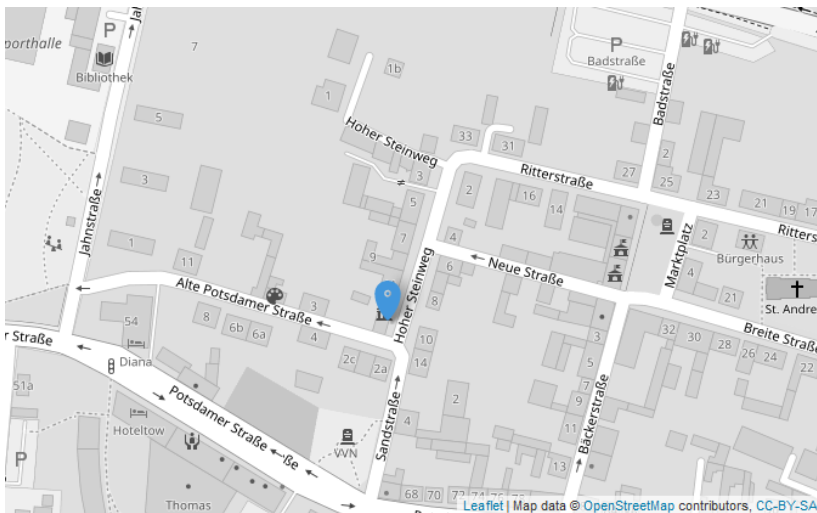
Museum für Stadtgeschichte

Hoher Steinweg 13
14513 Teltow

Tel.: 033 28/ 47 41 20

Öffnungszeiten:

Sonntags, 14.00 bis 18.00 Uhr
im Winter 13.00 bis 17.00 Uhr
und auf Anfrage.



Schutzgebühr: 3,00 EUR; Kostenloser Download:

<https://www.heimatverein-teltow.de/publikationen/>



Impressum:

Heimatverein Stadt Teltow 1990 e.V., Vereinsregister 864 P

Vorsitzende: Sibylle Langner

E-Mail: heimatverein@teltow.de, Homepage: www.heimatverein-teltow.de

Bankverbindung: IBAN DE35 1605 0000 3522 2042 70